



Gran-Chaco Paraguay, Philadelphia, Kolonie Fernheim, Süd-Amerika.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Bezugspreis einschließlich Porto folgender: Für Nordamerika 80 Cents; für ganz Europa entsprechend dem Kurs der Deutschen Reichsmark 2, 50 RM; für Argentinien 2 Pesos Argentinos; für Brasilien laut Vereinbarung mit der Schriftleitung „Die Brücke“ Blatt gegen Blatt; für das Inland 50 Pesos c. l. pro Jahr. Man überweise Geld in Deutschland, auf Konto „Brüder in Not“ der „Ehemalig Westpreussischen Mennonitengemeinden“ bei der Landwirtschaftsbank in Neuteich und auf Konto 7093 bei der Kreissparkasse in Marienburg Wpr. (Postscheckamt Königsberg Pr. Nr. 11523). Frankreich und Schweiz: Herr Max Schowalter, 3 rue de la République Pfaffatt, Haut Rhin. USA: Herr G. G. Hiebert, Red-ley, Kalifornien. Kanada: Herr D. Epp „Der Bote“ Rosthern, Saskatchewan. Ostl. Paraguay: Herr F. Heinrichs, Asuncion, Ferreteria Universal. Von andern Orten sende man Gelder direkt an die Redaktion „Mennonite-Blatt“, aber nur in Bankschecks, nicht durch die Post.

| 7. Jahrgang |

© März 1936 ©

| Nummer 3 |

Erbauliches

Sorget nichts!

(Philipp 4, 6.)

Mein Herz, hör' auf zu klagen!
Gott hilft die Lasten tragen,
Die Er auf dich gelegt.
Er will das Leid dir segnen,
Mit Gnade dir bezeugen,
Bis daß dein Kreuz die Krone trägt.

Mein Herz, hör' auf zu hangen
An dem, was bald vergangen,
Weil es vergänglich ist!
Laß' dich nur das verbinden,
Was du wirst ewig finden,
Wenn du einst heimgegangen bist!

Mein Herz, hör' auf zu sorgen!
Es sorgt wie heut' so morgen
Der Vater für Sein Kind.
Seht's auch durch schwere Proben,
Blick' nur getrost nach oben,
Bis daß dein Fleh'n Erhörung find't!

Es hilft der Herr den Seinen
Aus allem Leid und Weinen
Zu Seinem Himmel ein.
Da soll ich ewig wohnen
An jenen hehlen Thronen,
O, welche Wonne wird das sein!
Aus „Lieder der Höhe“.

Gemeinsame Lasten.

Einer trage des andern Last, so
werdet ihr das Geheiß Christi er-
füllen. Gal. 6, 2.
Den Schwachen im Glauben neh-
met auf. Röm. 14, 12.

Gottfried Büchner stellt die obigen
beiden Schriftstellen nebeneinander und es
ist wahrscheinlich auch nicht falsch. Jeden-

falls sind sie für uns im praktischen Le-
ben von Bedeutung. Die Erklärung dieser
Worte finden wir am besten im Alltags-
leben, in den Arbeitstagen, in der Gemein-
schaftsarbeit. Wer diese Worte recht ver-
stehen will, tut gut, wenn er sich selbst
prüft und seine nächste Umgebung beo-
achtet. Es wäre recht gut, wenn wir dies-
es Gebiet nicht aus dem Auge ließen.

Ich stand einmal in Alexandrowat
am Dnjepr und beobachtete, wie ein gro-
ßer Frachttahn mit Weizen beladen wur-
de. Man trug die Säcke mit Weizen von
zirka 80 kg Gewicht aus dem Eisenbahn-
waggon in den Kahn, welcher den schönen
Weizen dann weiter in ein großes Schiff
brachte, von wo er dann in das Ausland
ging. Unter den Lastträgern gab es nicht
wenige ältere Männer, sogar solche mit
grauen Bärten. Wie passend schien es mir,
wenn so ein Schwächerer kam, und dann
jemand beim Aufsteigen unterfachte und
den schweren Sack hob. Was für ein Un-
terschied wäre es gewesen, wenn bei die-
ser Gelegenheit die Hand auch nur oben
auf den Sack gelegt worden wäre! Der
schwache Mann wäre zusammengebrochen.
Als ich diesem Bilde zulieh, dachte ich:
„Es ist's auch im Leben. Wieviel leichter
ist es doch, wenn wir uns in unsern
Schwächen tragen, uns in Liebe auf die-
selben aufmerksam machen, wenn wir sie
wirklich erkannt haben!“

Der Dichter des Liedes Nr. 81, Hei-
matlänge, weist uns so treffend auf den
großen Fehler des Nichtens anderer hin,
indem er uns auch auf unsere Schwächen
aufmerksam macht. Ich habe von keinem
jener Männer, denen man beim Treppen-
steigen unterfachte, das Wort gehört: „laß'
doch“, nein ich glaube vielmehr, daß sie
alle dankbar waren.

Lastentragen meint nicht, stille sein
und unsern Nächsten sich selbst überlassen.
Nein, ich muß zupacken und jener wird
mir dankbar sein. Denken wir dabei an
unsere Brüder und Schwestern in den Ge-
meinden, in den Familien bei der Erzie-
hung unserer Kinder und auch beim Auf-

bau unserer Kolonie, wo oft unsere Vor-
dermänner verschiedene Lasten zu tragen
haben. Liebe Leser, die Gemeinschaftsar-
beiten jeglicher Art sind leicht, mögen sie
auch noch so schwer scheinen, wenn wir un-
terlassen und tragen helfen.

Der zweite Teil des obigen Verses
ist leicht zu erklären, wenn wir Ev. Joh.
13, 34. 35. herbeiziehen. Dieses Gebot
spricht von der Liebe, welche da ist das
Band der Vollkommenheit. Wer ist da fer-
tig zum Examen? Wie gut, daß unser
himmlische Vater uns durch Christum an-
sieht und unser Streben und den guten
Willen beachtet!

Wir wollen aber mit dem Apostel
Paulus nach Phil. 3, 12 sprechen: „Ich
schäme mich noch nicht, daß ich es ergriffen
habe, aber ich jage ihm nach, Ihm ähnli-
cher zu werden, bis ich Ihn von Ange-
sicht schauen werde.“

Philadelphia. G. Isak.

In 224 Jahren fünf Pfarrer.

In Andeer in Graubünden haben
in 224 Jahren nur fünf Pfarrer geamtet:
1687—1734 Ludovico Molitor, 1734—1767
Matthi Conrad, Vater, 1767—1828 Matt-
li Conrad, Sohn, 1829—1869 Julius Lutta,
Vater, 1869—1911 Julius Lutta, Sohn.
Vater und Sohn Conrad haben zusammen
84 Jahre der gleichen Gemeinde gedient.
Ähnliches ist von der zürcherischen Gemein-
de Trüllikon zu berichten. Dort versahen
das Pfarramt 118 Jahre lang Vater,
Sohn und Enkel Simmler von Zürich:
1810—1852 Hans Rasper, 1852—1883 Karl
Johann Rasper und 1883—1918 Emanuel,
der letzte, einer der Gründer und langjäh-
riger Quäker unseres Blattes. Man kann
über langjährige Pastoration einer Ge-
meinde durch den gleichen Mann in ein-
zelnen Fälle verschiedener Ansicht sein,
namentlich in Landgemeinden mit nur einem
Pfarrer. Aber jedenfalls zeugen obenge-
meldete Tatsachen von einem guten Ver-
hältnis zwischen der Gemeinde und ihren
Hirten. Aus „Licht und Leben“.

Gemeinde Schule Haus

Noch einmal Gelang — Musik.

Von Chorleiter R. Kiewer.

2.

Bald wird nun auch der Wunsch unter den Sängern wach, ein Sängerfest im Koloniesmaßstabe zu veranstalten. Man einigt sich dazu, dieses in Lichtfelde abzuhalten. Die noch im Bau befindliche Schule, welche aus einem Gerüst und Schilfdach besteht, soll als Festlokal dienen. Ungefähr 250 Sänger aus 12 Dörfern sind zusammengekommen.

Massenchöre, Männerchöre und Einzelchöre folgten abwechselnd. Trotzdem auch das Lokal nach allen Seiten schalldämpfend wirkte — ich meine das Schilfdach und die Wände, welche aus Vorhängen bestanden — gingen wir doch in gehobener Stimmung voneinander. Doch sagten wir uns: „Wie hätte es geklungen, wenn ein großer entsprechender Saal dagewesen wäre?“

Und während man hier sang, spielte und Sängerkonferenzen veranstaltete, verlusteten dort im fernen Osten teure Glaubensbrüder über den Amur-Fluß der Sowjethölle zu entziehen. Es gelang auch wirklich einigen, zu entkommen. Nach längerem Verhandeln brachte man es endlich zustande, daß auch diese Flüchtlinge zu uns in den Chaco kommen durften.

Da, eines Tages heißt es: „Die Harbinger sind auf der Endstation.“ Gleich am nächsten Tage hatte ich Gelegenheit, die Neuankömmlinge auf der Station zu begrüßen. Ein Gottesdienst wurde unter freiem Himmel abgehalten, bei dem ein gemischter Chor tapfer mitwirkte. Dem Gesang war es abzuspüren, das Übeln auf der Reise nicht gefehlt hatten. Mir war dieses rege Gesangsleben bei den über Deutschland, wie auch über China kommenden Flüchtlingen einfach auffallend. Trotzdem man Hab und Gut, ja in manchen Fällen Vater, Mutter oder Kinder verlassen hatte, trotz den Reisebeschwerden und dunkler Zukunft war man dennoch froh gestimmt und hängte nicht die Herzen an die Weiden, wie es ehemals die Israeliten in der Fremde taten. Doch ahnte ich damals kaum, daß dieses rege Leben auch noch nachlassen könnte. Vier neue Dörfer wurden wieder angesiedelt und auch in jedem derselben ein Chor gegründet.

Auch erinnerte sich mancher noch des großen Sängerfestes im ersten Jahre, und bald war man dran, ein zweites Fest dieser Art zu veranstalten. Diesesmal fand es im Koloniesgebäude in Philadelphia statt. Doch erwies sich der Saal als viel zu klein, denn man hatte Mühe, die Sänger alle zu platzieren; die Zuhörer mußten also draußen bleiben. Obwohl nun 4 Dörfer hinzugekommen waren, so hatte sich die Zahl der Sänger doch etwas verringert. Auch was das Lokal betrifft, so blieb hier noch manches zu wünschen übrig, denn die Quebrachobalken und offenen Fenster wirkten für Gesang und Schall dämpfend. Im allgemeinen aber war auch dieses Fest recht erhebend, was wohl bei jedem Sängerfest der Fall ist. Man einigte sich nun, einmal jährlich ein solches Fest zu veranstalten.

Nach etwa über ein Jahr traten wir denn wieder in Philadelphia zu einer ähnlichen Veranstaltung zusammen. Doch wackelt eine Lücke unter den Sängern! War vor einem Jahre der Saal bereits ganz mit Sängern besetzt, so in diesem Jahre nur

halb. Also, viele singen heute nicht mehr, die noch vor Jahresfrist in Nelke und Glied standen. Wie wirkt das doch so entmutigend auf Sänger und Dirigenten, wenn man sieht, daß die Zahl der „Streiter“ immer kleiner wird. Klar wurde es uns denn auch auf dem letzten Feste gesagt, daß wir uns auf dem Gebiete des Gesanges im Rückgang befinden. Doch habe ich mich über diese Einsicht herzlich gefreut, denn dann ist immer noch Hoffnung da, wenn man seinen Standpunkt noch richtig beurteilen kann.

Ein tiefdenkender Mann, der uns hier beobachtete, sagte bei einer Gelegenheit: „In wirtschaftlicher Hinsicht wird man im Chaco schon vorwärts kommen, aber in geistiger Hinsicht habe ich Bedenken.“ Und tatsächlich, wann wir mal die Wagen, Pferde, Umzäunungen, Bauten usw. nehmen, so müssen wir sagen, daß es, wenn auch nur langsam, aber doch voran geht. Nehmen wir aber mal die Gelangesache, wie wir sie uns vorgeführt haben, dann müssen wir wohl jenem Urteil zustimmen.

Doch es soll uns nicht zufriedenstellen, wenn wir merken, daß es rückwärts geht, oder daß man es schon allgemein erkannt hat. Nein, wir hätten so viel wie garnichts damit erreicht, bei der festgestellten Tatsache stehen zu bleiben. Wir wollen nach den Ursachen forschen und dann den verschiedenen Hindernissen mit aller Kraft entgegen treten. Dazu soll auch meine Artikelserie beitragen, um eins und das andere hervorzuheben, das uns die Arbeit auf dem Gebiete des Gesanges so erschwert.

Oft hört man denn: „Darin ist der Chaco mit seinem einseitigen Leben schuld.“ Andere wieder meinen, daß es die Hitze macht und noch andere beschuldigen die viele physische Arbeit, die eine Ansiedlung mit sich bringt. Ganz bestimmt sind vieles alles große Hemmnisse, die uns vom geistlichen und geistigen Leben zurückhalten wollen, aber darin allein liegt nicht die Schuld.

Lange habe ich mich schon mit dem Gedanken beschäftigt, wo wohl die Ursache liegen könnte. Ich kam aber immer wieder darauf, was ich schon in „Rämpfende Jugend“ angedeutet, nämlich, daß die größte Schuld bei uns selber liegt. Wir brauchen nur nichts zu tun, und schon geht es mit Riesenschritten rückwärts, tun wir etwas, dann gehts langsamer, arbeiten wir aber einmal tüchtig und aus allen Kräften, so werden sogar gute Fortschritte zu verzeichnen sein. Wir wollen niemals den Verhältnissen die Schuld in den Schuh schieben, sondern in erster Linie ein jeder bei sich nach der Ursache des Rückgangs suchen. Es sind auch genügend Beweise da, wie Kinder Gottes in ähnlichen oder noch schlimmeren Verhältnissen sich auf der Höhe gehalten und alle Hindernisse überwunden haben. Sollten wir im Chaco da zurückgehen wollen?

Gewiß wirkt oft die Hitze sehr auf unser Gemüt ein, besonders in den heißen Sommertagen, oder wenn der Wind vom Norden weht. Wohl sehen ist man auch um die Mittagszeit in der Stimmung, zu singen und zu spielen. Doch anders ist es

am frühen Morgen oder am Abend, wenn dann noch der Mond klar am Himmel scheint. Dann erhebt sich unser Herz, und wer hätte da nicht Lust zu Singen? Moines Erachtens sollten wir unsere Gesangsgottesdienste mehr an den Abenden veranstalten. Ob sich's am Nachmittage oder am Abend leichter singt, das werden die Sänger am besten empfunden haben.

Dann sind unsere Versammlungslokale sehr ungünstig für Gesangszwecke. Wieviel Anstrengung kostet es doch einem Chor, wenn die Sänger auf einem Ende des Raumes stehen und die heißen Nordwinde den Schall des Gesanges zu den Fenstern hinauswehen? Wie oft ist schon der Dirigent getäuscht worden? Klang doch am Vorabend bei der Übung der Gesänge so schön und beim Vortrag war das Wetter oder der Raum so ungünstig, daß trotz aller Anstrengungen seitens des Chores der Erfolg gänzlich fehlschlug. Wie wirkt doch dieses so entmutigend für den Vortragenden! Viel leichter würde es für unsere Chöre sein, wenn die Schulen, die meist von Osten nach Westen stehen, gerade anders gerichtet wären, so daß sich die Sänger am nördlichen Ende platzieren könnten.

Noch besser würden ja Glasfenster sein, aber auch diese werden an schwülen Tagen gern geöffnet, so daß wir auf jeden Fall mit durchziehenden Winden in unsern Versammlungsräumen rechnen müssen. Darum glaube ich, daß es ein Baufehler ist, wenn in diesen Lokalen der Wind quer durch den Raum zieht.

Ferner sind glatte Decken für den Schall am günstigsten. Auch müßte auf hohle Wände geachtet werden. Schalldämpfend dagegen wirken Räume, an dessen Decken die Balken frei vorstehen, die niedrig sind und in denen Vorhänge angebracht sind. Am besten haben sich Räume für die Messianer erwiesen, welche die gleiche Höhe der Breite und die doppelte Länge der Breite haben. Also, schöne geräumige Versammlungshäuser mit entsprechenden Anhöhen für Chöre und Dirigenten würden nicht nur zur Erhaltung, sondern sogar zur Hebung des Gesanges beitragen. In der weiteren Folge komme ich auf andere Schwierigkeiten zu sprechen.

Indianermision

Indianerstoff.

Zur Verpflegung unserer Indianer hatten wir anfänglich einen Vorrat von 120 kg Bohnen, 300 kg Graumehl und 15 kg Yerba. Und das wußten wir, wenn nicht von irgendwo Zufluß käme, so mußte dieses bis zur neuen Ernte auslangen. Aber die Zahl der Indianer mehrte sich von anfänglich 15 bis auf 20 Seelen, die hier beständig wohnten. Wie nun ein jeder es einsehen kann, durften wir die Rationen nicht allzu groß verabreichen. Wohl glichen sie derjenigen eines Bauern unserer Kolonie, was aber freilich viel zu wenig für einen Indianer ist.

Da haben wir uns anfänglich gefragt: „Werden die Indianer nicht

Kämpfende Jugend

Nachrichtenblatt des Deutsch-Mennonitischen Jugendbundes der Kolonie Fernheim
Gran - Chaco Paraguay Süd - Amerika

Wahlspruch:

Ein jeglicher aber, der da kämpft,
enthält sich alles Dinges. 1. Kor. 9, 25.
Kämpfe den guten Kampf
des Glaubens. 1. Tim. 6, 12.

Menno's Wahlspruch:

Einen andern Grund kann
niemand legen außer dem,
der gelegt ist, welcher ist
Jesus Christus. 1. Kor. 3, 11.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Für das Ausland gilt es als Gratis-Beilage zum „Menno-Blatt“ gegen den alten Preis. Wird es allein bestellt, so beträgt das Abonnement für ein Jahr in Nord-Amerika 30 Cents; in Europa 1 RM; im Inland 15 — für das Ausland bestellt 20 Pesos c. l. Bei Bestellungen von 10 Ex. wird ein Blatt freigegeben. Man sende die Beträge vom Auslande entweder an die Vertreter des „Menno-Blatt“, oder an uns aber nur in Bankschecks im Einschreibebrief.

3. Jahrgang

Philadelphia, März 1936

Nummer 3

Belehrendes

Wo stehen wir?

Bei der Gründung unseres Jugendbundes in 1933 stellten wir uns ganz bewußt auf den Boden des Evangeliums und des Volkstums. Die Erziehung unserer Jugend sollte im christlich-deutschen Sinne geleitet werden. Fast 3 Jahre sind unterdessen ins Land gezogen und die Jugendarbeit wird weitergeführt. Trotz der Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich uns in den Weg stellten, haben wir durchgehalten. Am Anfang begegnete man uns vielfach mit Mißtrauen und warf uns eine unklare Haltung dem Evangelium gegenüber vor. Die Zeit hat diese Bodenunruhe wohl zerstreut, denn in unserm Jugendbund steht die religiöse Arbeit durchaus im Vordergrund.

Dagegen kommt in letzter Zeit das völkische Moment lange nicht genügend in unserer Arbeit zur Geltung. Warum hören wir nichts mehr von Vorträgen aus der deutschen Geschichte und Gegenwart, von deutschen Abenden und Feierstunden? Worauf ist es zurückzuführen, daß es um die völkische Fragen in unserm Jugendbund so still geworden ist? Bei der Entstehung unseres Jugendbundes legten wir uns ganz eindeutig auf eine christlich-deutsche Erziehungslinie fest und dabei bleiben wir, weil wir der Überzeugung sind, daß dies der richtige Weg für uns ist. Wir haben uns also auf eine religiös-völkische Basis gestellt, die wir nicht verlassen können, wenn der Jugendbund sich weiter gedeihlich entwickeln soll.

Die Erziehung der Jugend im Geiste des Evangeliums ist bei uns selbstverständlich, darüber brauchen wir hier nicht Worte zu verlieren. Anders steht es jedoch mit der Erziehung im völkischen Sinne. Vielen unter uns will es scheinen, als sei es überflüssig, diese Seite zu betonen, ja noch mehr, sie nehmen gegen die völkische Beeinflussung der Jugend Stellung und lehnen es als etwas Neues ab.

Abgesehen davon, daß wir heute in ganz anderen Zeiten und Verhältnissen leben, wo es gilt, alle guten Kräfte mobil zu machen, sowohl die religiösen wie auch die völkischen, um sie in den Abwehr-

kampf gegen die fremden Einflüsse zu stellen, hat die Betonung des Volkstums auch noch eine andere Ursache. Das Volkstum gehört mit zu den göttlichen Ordnungen, die der Schöpfer auf dieser unter der Sünde stehenden Erde eingeseht hat und die erst ein Zusammenleben der Menschen ermöglichen. Solche göttlichen Ordnungen sind auch Familie, Staat und Obrigkeit.

Daß ohne Familienleben und ohne obrigkeitliche Gewalt ein Zusammenleben der Menschen nicht möglich ist, dürfte wohl jedem denkenden Menschen unter uns klar sein. Daß aber auch das Volkstum, in unserem Falle das Deutschstum, mit zu den Stützen und Kräften gehört, die gemeinschaftsbildend und gemeinschaftserhaltend wirken, haben noch lange nicht alle unter uns erkannt. Und doch sollte gerade uns Mennoniten die Bedeutung des Volkstums für die Erhaltung unserer Gemeinschaft klar sein.

Wir sind durch die Geschichte, deren Vektor Gott ist, eine Glaubens- und Stammesgemeinschaft geworden und als solche haben wir in der Zerstreung den fremden Einflüssen Trotz bieten können. Zu dem, was wir heute sind, haben auch die gemeinschaftsbildenden und gemeinschaftserhaltenden Kräfte des Volkstums beigetragen. Unsere kanadischen Brüder (Kol. Menno) wußten von der Bedeutung des Volkstums für die Erhaltung der Gemeinschaft, als sie ihrer deutschen Schule und ihrer Muttersprache wegen die Heimat verließen.

Es ist nicht von ungefähr, wenn der Bolschewismus sich neben der Ausrottung der Religion, der Zerstörung des Familienlebens und der Beseitigung des Bauerntums auch die Vernichtung des Eigenlebens der verschiedenen Völker Rußlands zum Ziel gesetzt hat. Der Bolschewismus geht auf Vernichtung alles Göttlichen und aller göttlichen Ordnungen aus und deshalb hat er auch für die Eigenart der einzelnen Völker kein Verständnis. Auch in dieser Hinsicht will er alles gleich machen.

Wir werden deshalb auch in Zukunft an dem Programm der christlich-deutschen Erziehung festhalten, weil wir wissen, daß in der Pflege der völkischen Eigenart ein Segen liegt. Darum, Jugend, halte fest an der Art unserer Väter!

Fritz Kiewer.

Die Macht des Gewissens.

Das Gewissen, durch welches Gott zu den Menschen spricht, und durch welches Er ihn zu einem heiligen und unsträflichen Wandel auffordert, hängt mit unserm Wesen innig zusammen und ist ein Bestandteil unserer Seelenkräfte; doch stammt es nicht aus dieser, sondern aus einer andern Welt. Das Gewissen besteht aus: Du sollst und mußt dies tun und jenes unterlassen, wenn du das Wohlgefallen Gottes erlangen willst. Es fordert uns auf, in unserm Amt und Beruf unsere Pflichten treu zu erfüllen und im Verkehr mit unsern Mitmenschen ehrlich und rechtschaffen zu handeln, und überall für die Wahrheit und die Ehre Gottes und die Wohlfahrt unseres Nächsten ein gutes Zeugnis abzulegen. Es redet ernst und eindringlich zu uns, besonders in der Einsamkeit und in stiller Nacht, und hält uns unsere Handlungen in frischer Erinnerung und läßt uns solche in ihrem wahren Wert erkennen.

Das Gewissen sagt uns, daß Gott heilig und gerecht ist, und daß es eine Vergeltung gibt, wenn wir wider besseres Wissen handeln. Es erinnert uns an Gottes Auge, das alles sieht, an Sein Ohr, das alles hört, an den Tag der Rechenschaft und des Gerichts, wo alles offenbar werden und ein jeglicher empfangen wird nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei Gut oder Böse.

Ein Diener hatte seinen Herrn, einen holländischen Juwelier, auf der Reise hinterücks erschossen und den Leichnam des Ermordeten in einem abgelegenen Sumpfe versteckt. Er bemächtigte sich des Geldes und der Juwelen, die jener bei sich geführt hatte, schiffte sich mit seinem Schatz nach England ein wählte daselbst unter fremdem Namen eine kleine Landwirtschaft zu seinem Aufenthalt.

Hier fing er sehr geschickt und vorsichtig erst im kleinen an, einen Handel zu treiben, den er nach und nach vergrößerte, so daß jedermann seinen Reichtum für den Erwerb seines Fleisches halten mußte. Er heiratete die Tochter einer reichen und angesehenen Familie. Und weil er sich im Handel und Wandel als einen rechtlichen, höchst ehrenhaften Mann bewies, ward er endlich zum Bürgermeister der Stadt und zum Vorstehenden bei den Gerichtsverhandlungen erwählt.

Auch dieses Amt verwaltete er zur

größten Zufriedenheit seiner Mitbürger. Aber in seinem Gewissen konnte er nicht zur Ruhe und zum Frieden kommen. Vergebens verwandte er einen großen Teil seines Vermögens für allerlei Wohltaten. Sie gewährten ihm wohl Ruhm vor den Menschen, aber keine Ruhe in seinem Gewissen. Gerade in solchen Augenblicken, wo andere sich freuen und des Lebens froh sind, trat ihm das gräßliche Bild jener unseligen Stunde am lebhaftesten vor die Seele, der blutende Leichnam seines Herrn und das öde Grab im Sumpfe. Je glücklicher er in seiner Lage hätte sein können, um so ängstlicher fürchtete er jene andere Stunde, die noch kommen sollte, die Stunde der Rechenhaft — die Stunde der Entdeckung. Und sie kam, sie kam durch ihn selbst.

Eines Tages hatte er den Vorsitz im Gericht zu führen über einen Menschen, der seinen Herrn ermordet haben sollte. Die Zeugen waren verhört, die Schuld erwiesen. Die Beisitzer des Gerichts hatten einstimmig der Reihe nach ihr „Schuldig“ über ihn gesprochen. Jetzt war es an ihm, dem Vorsitzenden, das Todesurteil zu verkündigen. Alles schwieg und war auf diesen Augenblick gespannt. Es war ein fürchterlicher Augenblick als ihm die Stimme versagte, als er, von seinem Gewissen überwältigt, sich dennoch erhob, um über einen Menschen das Todesurteil auszusprechen, mit dem er selbst in gleicher Schuld und Verdammnis war. Er ward blaß und bleich, er zitterte am ganzen Leibe und sank auf seinen Stuhl zurück. Mächtig ermannte er sich wieder, sprang auf, stellte sich neben den Angeklagten. Jetzt kam ihm die Bestimmung und die Sprache wieder.

„Ihr sehet hier,“ sagte er, ein Beispiel der gerechten Rache des Himmels! Dreißig Jahre lang habe ich geherrscht und mein Verbrechen und die Höllenangst in meinem Herzen zu verheimlichen gewünscht. Wehe, wehe über mich, daß ich solange heucheln konnte.“

Und nachdem er vor den Richtern und der ganzen Versammlung sein Verbrechen offen und mit Darlegung aller Umstände bekannt hatte, fuhr er fort: „So habe ich denn dreißig Jahre lang mit mir gerungen und mein Gewissen durch gute Werke zu beschwichtigen gesucht. Aber es war alles umsonst. In diesem Augenblick, wo ich über mein Verbrechen an diesem Manne hier das Todesurteil aussprechen soll, hat mir Gott den einzigen, letzten Weg zur Rettung gewiesen. Länger darf ich Ihm nicht widerstehen, ich fühle, daß ich sonst Seine Gnade auf immer und ewig verlieren würde. Demnach bezeuge ich vor Gott, dem Allwissenden und Allgegenwärtigen, und vor dieser ganzen Versammlung, daß ich des absichtlichen Mordes an meinem Herrn schuldig bin, wie dieser Mann hier, und daß ich hier stehe, um mit ihm die gleiche Strafe zu erleiden!“

Alle Richter, alle Anwesenden waren außer sich vor Erstaunen. Einige seiner Freunde wollten ihn für wahnsinnig erklären, aber der Zusammenhang seiner Rede bewies, daß er bei klarem Verstand sei. Anders wollten ihn nach einem dreißigjährigen, unsträflichen Lebenswandel für frei erklären, er aber hat um sein Urteil, er lechte um Gotteswillen, denn das sei nur Gnade für ihn.

Er ward hingerichtet. Die Tränen der Richter, die ihn verurteilen mußten, die Tränen seiner Freunde, die Tränen all der Armen, die ihn auf seinem letzten Gang begleiteten, erleichterten ihm die letzte, schwere, lange Stunde des Todes.

So starb er in voller Zuversicht auf Gottes Gnade, die Seines eignen Sohnes nicht verschonte, sondern Ihn dahingab, auf daß alle, die an den Sohn glauben, gerettet und selig werden sollen. Er starb in tiefer Buße und mit reuenvollem Herzen. Ob Gott ihn gnädig angenommen hat? Ganz gewiß!

Hast Du, lieber Leser, auch noch etwas auf deinem Gewissen, das nicht geordnet ist? Suche Jesum und sein Licht! Eingefandt von Abr. Harder, Lehrer.

Berichte

Der 26. Januar.

Vor mir liegt die Februarfolge von „Kämpfende Jugend“. Ich fliege diese durch. Es ist wirklich nichts vom 26. Januar darin. „Was ist es denn mit deinem 26. Januar?“ werden die Leser fragen. Hört!

Kommt da eines Tages mein Kamerad zu mir und hält mir einen beschriebenen Papierstreifen hin. Ich lese: „An alle ehemaligen Schüler der Fernheimer Zentralschule.“ — So — denke ich, — das ist auch was für dich, so einer bist du auch. — Ich lese weiter: „Hiermit lade ich alle ehemaligen Schüler der Fernheimer Zentralschule zu Sonntag, den 26. Januar zu 2 Uhr nachmittags zu mir zu einem geselligen Beisammensein ein. Mit freundlichem Gruß

Lehrer J. Legiehn.

„Die Sache kann famos werden“, sage ich zu meinem Kameraden, „das lassen wir uns nicht zweimal sagen.“

Am besagten Sonntagnachmittag waren wir „Ehemaligen“ denn auch richtig bis auf zwei erschienen. Der eine konnte eines Sterbefalles wegen in seinem Dorfe nicht kommen, und der andere fand sein Maultier nicht, welches ihn 20 km weit zu dem Orte des geselligen Beisammenseins tragen sollte. So ein Dieb ist auch immer dann fort, wenn man's gerade brauchen will. Unsere vier „Muncioner“ haben wir auch sehr vermisst.

Es war ein richtiges geselliges Beisammensein. Die Unterhaltung kam gleich zu Anfang gut in Fluß und flackte auch nicht für einen Augenblick. Zeitkristen, Mukrierte und sonstige Literatur sorgten für Stimmung und Frische. Sehr interessant war, als Herr Legiehn die 9. Folge „Grundsätzliche Fragen“ von Herrn Prof. Unruh vorlas und sich daran eine Aussprache knüpfte. Die „Grundsätzliche Fragen“ sind das, was wir brauchen, um das große Gesehehen im 1. Mutterlande richtig zu bewerten.

Um 4 Uhr lud Frau Lehrer Legiehn uns zu Tische: Kuchen und die prächtigsten Wassermelonen, die auf unserm Chacoboden so gut gedeihen. Nun erreichte die Stimmung ihren Höhepunkt. Wenn vielleicht jemand bis dahin noch etwas wortfarg gewesen war, jetzt löste sich auch seine Zunge. Traudt jemand von den führenden Persönlichkeiten im neuen Deutschland heute einmal in einer Rede, wo ein Wirtschaftsproblem im Reich behandelt wurde: „... und wenn wir die Gürtel fester schnallen werden, aber wir werden's schaffen.“ Wir lösten unser „Problem“, indem wir die Gürtel lockerten. So taufte denn auch jemand bei Tisch unser Beisammensein mit dem Namen „Gürtelsprengefest“.

Daß wir uns zu einer „Vereinigung ehemaliger Schüler der Fernheimer

Zentralschule“ zusammenschließen, war für uns eine Selbstverständlichkeit. Auch der Zusammenschluß zu einem Rundbriefkreis entsprang unserm innerem Bedürfnis. Herr Legiehn wird für Anschluß an einen Rundbriefkreis im 1. Mutterlande sorgen.

Zu schnell war die Zeit verstrichen. Der Schlußakkord des Beisammenseins war das Lied der Auslandsdeutschen und ein kurzes Dankeswort von Kamerad Legiehn an Herrn Legiehn. Wir schieden mit dem Bewußtsein, einen angenehmen und nützlichen Nachmittag verlebt zu haben. Einer, der dabei war.

„Jugendabende.“

Es ist heute Sonntag, der 1. März. Ich lese unsere „Kämpfende Jugend“ und finde gleich am Anfang in Nr. 2 „Jugendabende“. Ich las es zu Ende und sagte mir dann: „Im christlichen Sinne können wir auf solche Weise nicht vorwärts kommen. Ich würde z. B. so etwas vorschlagen:

1. Jugendliche mühten sich bemühen, schöne christliche Gedichte zu lernen und diese zu deklamieren.

2. Es sollten sich die Jugendbündler mehr an den Besprechungen beteiligen und nicht stumm wie die Fische dabei sein.

3. Schließlich ist es für den Leiter zu schwer, jeden Abend allein auszufüllen. Deshalb sollten Jugendliche, welche etwas Gutes gelesen haben, ihre Hilfe dem Leiter anbieten. Dieses könnte auch zur Erbauung dienen.

Manche Jugendliche sagen: „Ich würde wohl auch ein J.-Bündler werden, wenn die Stunden regelmäßig wären. Nun aber werden die Jugendstunden mitunter abbestellt, weil der Leiter überbürdet ist, und so unmöglich etwas bieten kann; deshalb tut Hilfe von uns not.“

Schließlich sollte die Jugendarbeit auf Gebets Händen getragen werden, so würde man dann zu Gottes Ehre mehr vorwärts kommen. Dies ist aber noch nicht alles, darum wünsche ich, daß jemand mehr darüber schreibe.

Ein Jugendbündler.

Nachwort der Schriftleitung.

„Ein Jugendbündler“ meint, daß die Verankertung von Jugendabenden, wie sie Herr Dr. W. Quiring in R. J. Nr. 2 zum Vorschlag bringt, uns im christlichen Sinne nicht vorwärts bringen können. Ja, es hat aber Dr. Quiring dort doch ausdrücklich betont, daß Jugendabende in Form von Bibel- und Gebetsstunden wichtig und notwendig sind. Was er aber meint (und zwar sagt er es ganz klar) das ist, daß die Jugendstunden nicht immer in dieser Form verlaufen dürfen, wenn es nicht langweilig werden soll. Aber auch die Themen, die Dr. Quiring in seinem Artikel zum Vorschlag bringt, können uns wirklich vorwärts bringen. Es müßte nur einmal näher darauf eingegangen werden. Wir würden dann finden, daß es auch segensreich und mit der Bibel vereinbar ist, was uns heute vielleicht nicht so scheinen mag.

Frage:

Was bedeutet die „Hitlerjugend“ und der

„Bund deutscher Mädchen“

Schriftleiter: Nikolai Siemens.

eines Tages aus Mangel an Produkten ihr Ränzeln schnüren und sich in die Dörfer zerstreuen?" Doch nein, sichtbar hat Gottes Hand über diesem Werke gewaltet. Es war Ihm ein kleines, durch viel oder wenig zu helfen. Unsere, wie mancher l. Missionsfreunde Befürchtung wie auch die voreilige Schadenfreude Abseitsstehender ist zu Schanden geworden. Die Indianer haben bis jetzt beständig ihre Wohnungen hier aufgeschlagen und arbeiten mit Lust und Verständnis für die Sache. Sie haben gegessen, sind satt geworden und werden auch ohne des Herrn Wille den Kamp nicht verlassen; dies ist uns zum Bewußtsein geworden. Zu dem Wenigen, was wir den Wilden zum Lebensunterhalt bieten konnten, ließ der Herr aus Seiner Vorratskammer reichlich zufließen, daß man bis heute keinen Mangel litt.

Es ist zwar schon öfter über Indianerpeisen berichtet worden und doch kann ich nicht umhin, noch etwas darüber zu berichten; das wenigstens, wie sie zubereitet werden.

Das Mehl, welches wir zuteilten, wurde mitunter zu Mehlbrei gekocht, wie auch in manchen unserer Küchen, aber hier ohne Fett. Dann wird es mitunter auch zu platten runden Kuchen in der Größe einer Tasse geformt, am Feuer gebacken und noch im Wasser gekocht. Die Kuchen haben dann die Zähigkeit eines Käse, so daß man sie mit dem Messer schneiden kann. Es ist uns dabei aufgefallen, daß die Indianerfrauen nie darüber klagten, wie bei uns, daß das Mehl nicht zusammenhält.

Die Bohnen werden gekocht manchmal mit Salz gegessen, das ihnen nach Wunsch von uns verabreicht wird.

Als Zukoß zu diesem dienen ihnen die schon oft beschriebenen Agavenwurzeln, später Schildkröte, Gürteltier, Maulwurf, Eidechse, Schlange und Raupen je nach der Jahreszeit.

Die Zubereitung der Schildkröte und des Gürteltieres war für uns kein Anblick erhebender Art, weil die Indianer sich nicht die Mühe machen, die Tiere vorher zu töten. Sie werden lebendig auf Kohlen gelegt und in ihrer eigenen Schale langsam gebraten. Der Anblick war herzerreißend. Selbstverständlich haben wir die Braunen hierüber belehrt. Aber auch gekocht dienen diese Tiere dem Indianer als Leckerbissen, und würden auch von manch einem unserer Bauern gar nicht so unappetitlich empfunden werden,

wenn sie zuvor noch von ihrem Eingeweide gesäubert wären.

Anders ist es aber beim Maulwurf, den sie zu unserer Freude (da er Schädling ist) aus dem Garten holen. Dieser genießt das große Glück, tot in den Kessel zu wandern und zwar mit Haut und Haar. Der Anblick der Zubereitung wirkt ekelhaft für den Magen eines Weißen.

Appetitlicher ist es schon bei dem Landkrokodill, das vorher von Eingeweiden gereinigt und meistens gekocht wird. Das Fleisch wirkt verlockend. Es haben auch Besucher aus unserer Kolonie die Versuchung, an ihren Mahlzeiten teilzunehmen, nicht widerstehen können, und dieses Fleisch als Delikatesse gelobt.

Schlangen werden gekocht oder als Spießbraten gegessen. In der Raupenzeit werden Unmengen von Raupen gesammelt, die gekocht oder gebacken, und je nachdem es der Hunger diktiert, mit oder ohne Inhalt von den Indianern verzehrt werden. Rehe und Wildschweine bedeuten auch für die Indianerküche ein Fest. Die Mahlzeiten werden mit Te-re-re-trinken beendet.

So wie jede Pflanze ihre bestimmte Zeit hat in der sie aufbricht und Früchte trägt, so scheint es auch mit andern Kreaturen zu sein. Sie verschwinden heute schon mehr, und es gehört jetzt schon (zu dieser Jahreszeit) zur Seltenheit, wenn man eine Eidechse fängt. Auch sind wir nicht im Schlaraffenland, wo die Schweine und Rehe gebraten umherlaufen. Nein, der Indianer, der von der Arbeit frei ist, um Wild zu jagen, kehrt oft spät abends müde und ohne Beute heim. Es darf niemand denken, daß die Indianer sich einen so guten Tag leben und daß ihnen Tiere und Insekten nur so in den Schoß gelaufen kommen. Es heißt auch hierbei, sich tüchtig rühren.

Trotzdem haben aber die Indianer alle schwere Arbeit wie Roden, Holzfällen, Zäunen usw. zu unserm Bewundern geschafft. Wir können nicht anders sagen als daß Gott dieses bewirkt hat.

Auch jetzt, wo wir menschlich betrachtet wohl Ursache zum Sorgen hätten, weil der notwendige Regen lange ausbleibt und die Kasse leer ist, wollen wir fest auf Gott vertrauen, denn Er wird es auch weiter herrlich hinausführen.

Mit freundlichem Missionsgruß
Eure Geschwister

A. & M. Nagla.

Was heißt Glauben?
Glauben heißt sich an Jesus halten mit beiden Händen, wie ein blinder Mann an seinem Stab.
C. M. Wilkens.

Unterhaltendes Von Kaiserslautern bis Fernheim.

Reisebericht von Lehr. A. Harber.

2. Fortsetzung.

Am 3. 12. geleiteten uns Herr Kooßen und Schwester Lydia Herzler per Motorboot an Bord des Flußdampfers Paraguay, welcher uns nach Muncion, der Hauptstadt Paraguays bringen sollte. Es ist ein Frachtdampfer mit Personenbeförderung und konnte nur 25 Passagiere mitnehmen. Die Kabinen sind zweibettig mit einem Schrank, Tisch, Sofa mit Lederpolstern, Waschvorrichtung und elektr. Licht. Sie gelten als Kabinen 1. Klasse. Das Essen ist reichlich und gut (5-6 Gänge zum Mittag und Abendessen), nur muß man sich an die spanische Kost gewöhnen, die viel rote Pfeffer enthält.

Am 4. 12. verließen wir erst den Hafen von Montevideo. Als wir um 7 Uhr erwachten, waren wir schon ein Stückchen auf dem Rio de La-Plata gefahren. Eine herrliche Fahrt! Der Dampfer hat volle Ladung und gleitet ruhig aber schnell dahin. Wir fahren stromaufwärts und werden etwa 8 Tage bis Muncion benötigen. Um 11 Uhr morgens tauchen die ersten Dampfer auf, die stromaufwärts fahren. Die uruguayische Küste tritt in Sicht. Um 6 Uhr abends macht der Dampfer Halt und geht vor Anker; die Motoren werden nachgesehen und nach einer halben Stunde geht's wieder weiter.

Die Nacht ist angenehm kühl. Am Morgen fahren wir in den Rio Parana ein und es grühen uns zu beiden Seiten des Stromes weit ausgedehnte Räume mit ihren Büschen und Grasflächen, die sich unendlich weit ins Land ausdehnen. Die Vögel singen ihre Morgenlieder. Nun erblicken wir die ersten Wildenten und Schwalben.

Wir haben jetzt zu beiden Seiten Ufer in sichtbarer Nähe. Wir fahren an Städten und Dörfern vorbei. Hütten und Chacras (kleine Farmen), die alle weit überschwemmt sind, Pferde und Kühe richten unsere Aufmerksamkeit auf sich. Am Abend belästigt uns der erste, so gefährdete Mückenwurm. Wir schließen Türen und Fenster unserer Kabine und gehen nicht eher zu Bett, bis auch die letzten Moskitos getötet sind. Dann schlafen wir wie die Mummeliere.

So wechseln beständig die Bilder. An Bord herrscht lustige Stimmung, denn wir haben einen guten Kapitän und freundliche Bedienung. Eines Abends erleben wir ein schrecklich-schönes Wettorleuchten, ein Schauspiel sondergleichen. Nie haben wir in Europa so etwas gesehen.

Den 2. Adventssonntag verbringen wir ruhig auf diesem Dampfer. Wir sehen die ersten Palmen, einige Konienfabriken, wundervolle Herrschaftskäuser und daneben die elenden Hütten der so anspruchlosen Arbeiter. Wohl nirgends in der Welt ist der Kontrast so groß, wie hier im Süden. Mitleid mit diesen Armen unter den Armen erfüllt meine Seele, und ich frage mich, wo hier die christliche Nächstenliebe ist. Es ist mir, als hörte ich den Ruf Gottes: „Wen soll ich senden? Wer will Mein Bote sein?“

Wir passieren einen Orangewald „Impiedro“ (steiniger Ort) genannt, an dem ein großes, nach europäischem Stil erbautes Hotel, ein Theater und ein pal-

nisches Bad sich befinden. Es liegt an der Bahn, die von Buenos-Aires nach Asuncion geht. In den zwanziger Jahren trafen sich hier die Goldmagnaten der ganzen Welt, verspielten oder gewannen ihre Millionen und leerten den Kelch der fleischlichen Vergnügungen bis auf die Gese. Die Zügellosigkeit der notorischen Trinker und Spieler, zahllose Duelle, die viele Todesopfer forderten, machten diesen Ort zur Hölle des Teufels. Heute ist dieses einst herrliche Anwesen eine Ruine.—

Krokodille, die am Ufer liegen lenken aller Aufmerksamkeit auf sich. Ein Holzhändler aus Asuncion zieht seinen Revolver und gibt einen Schuß auf solch ein Reptil ab. Als uns die Lebensmittel ausgehen, sind wir zum Glück schon in Paraguay und laufen hier einen kleinen Hafen an, um die nötigen Produkte einzuholen. Große Viehherden, Orangenhaine, Rosen, blühende Katteen, Bambusrohrbüsche und abends die Leuchtkäfer im Busch und auf den Weiden, dazu das Spiel der Kinder auf den geschlossenen Lutten, bringt immer wieder erwünschte Abwechslung auf der langen Fahrt. Eines Abends passieren wir die arg. Chacostadt Formosa. Als wir am andern Morgen früh Halt machen und die Maschinen ganz stillstehen, hören wir das erste Waldkonzert; Affen, Esel, Wildschweine und Vögel bringen ihrem Schöpfer den Dank dar, ein jeder in seiner Weise. Was für heiligende Gefühle ich bei diesem Konzert empfand, kann ich mit Worten nicht beschreiben. Wie wird es doch einmal sein, wenn die Natur und Kreatur mit den erstönten Menschenkindern einstimmen wird in das Loblied des Lammes!

Am 11. 12. um 6 Uhr abends erreichen wir Asuncion und werden dort von Herrn Heinrichs empfangen und in sein Heim gebracht. Erst am 17. 12. sollen wir mit einem kleinen Flugdampfer weiter fahren. In dieser Zeit erledigen wir die nötigsten Formalitäten mit dem Zoll, machen einige Besorgungen, grüßen die in Asuncion weilenden Mennoniten aus Fernheim und besuchen Frä. S. Naat, die im Krankenhaus auf eine Magenoperation wartet.

Am Sonntag 4 Uhr nachmittags findet im Saal der hiesigen Baptisten der Gottesdienst der Mennoniten statt, an dem ich die Grüße aus Deutschland abgebe und mit einem Abschiedswort dienen darf. Abends sind wir bei dem Prediger der kleinen Mennonitengruppe in der Hauptstadt von Paraguay, Br. P. Fast, zu einem brüderlichen Austausch versammelt. Auch Lehrer Hildebrand mit Frau, die nach einjähriger Arbeit in der Fernheimer Zentralschule den Chaco verlassen haben, sind in unserer Mitte. Hier hören wir aus eigenem Erleben recht viel über das Wohl und Wehe der jungen Chaco-Kolonie. Der gigantische Kampf, den sie in fast übermenschlicher Weise in der „grünen Hölle“ durchgeföhrt haben, tritt so lebendig vor unsere Seele, daß ihr Erleben zu dem unsrigen wird. Eine kurze Abendandacht über den 1. Psalm, von mir gehalten, beschließt diesen ersten Abend in mennonitischer Gemeinschaft im Herzen von Südamerika.—

Schluss folgt.

Streiflichter über Fernheim.

Erbarmungslos sendet die Sonne ihre Strahlen zur Erde nieder. Wir kamen aus dem deutschen Winter

in den heißen paraguayischen Sommer. Das Thermometer zeigt 42 Grad nach Celsius. Der heiße Sand brennt durch die Schuhsohlen. Der Aufenthalt im Freien ist über Mittag fast unmöglich. Wir flüchten ins Zimmer und suchen die notgedrungene Ruhe zu genießen, aber der Schlaf flieht unsern Augen. Unaufhörlich rinnt der Schweiß vom ganzen Körper. Ich schaue auf mein Stubenthermometer und nun ist mir klar, warum wir auch im Schatten so sehr schwitzen; 37 Grad mißt es. In den ersten Tagen ist das noch erträglich und wir sind gespannt, was weiter kommen wird. Als dann aber auch die Nächte nicht abkühlen, und das Hemd Tag und Nacht nicht trocken wird, da will es uns doch zu bunt werden! Kann das denn ein Mensch aushalten?! Die Kinder bekommen Hände und Beine voller Geschwüre, bei meiner Frau will das Herz seinen Dienst versagen, nur ich allein bleibe von allem verschont und behalte den Mut, bis es eines Tages auch mich auf 14 Tage packt und ich nun körperlich und auch seelisch derart gerädert bin, daß ich zum Himmel um Erbarmung schreie. Da plötzlich schlägt das Wetter um — es regnet, wir haben einige kühle Nächte, deutscher Schlaf mit seinen wundervollen Träumen führt uns ins schöne Pfälzer-Land, wo einst das Paradies gestanden haben soll und das auch uns fünf Jahre Heimat war. Erquickt an Seele und Leib erwachen wir am Morgen und preisen den Schöpfer für diese Abwechslung. Der Tag ist so angenehm, daß man am Abend, der ganz herrlich ist, geneigt ist zu fragen: „Ist das denn wirklich Philadelphia, wo es noch gestern fast unerträglich heiß war?!“ Menschen und Vieh gehen ganz frühe zur Ruhe, um in der erfrischenden Kühle die ersehnte Entspannung möglichst lange genießen zu können. Mich aber treibt es auf die Zentralstraße der Stadt ins Freie. Der Vollmond und eine unzählige Menge von Sternen beleuchten sie so helle; als wäre sie, wie in Kaiserslautern die Adolf-Hitlerstraße, mit elektrischem Licht umflutet. Aus der Ferne sehe ich schon das Koloniesamt ganz helle erleuchtet; es wird fieberhaft bis in die späten Abendstunden gearbeitet, denn der Oberschulze fährt morgen frühe zur Hauptstadt unsers Landes, um wichtige Angelegenheiten unserer Kolonie zu regeln. Ich betrachte mir dieses zweistöckige Gebäude, das im Mondenscheine ganz gravitätisch aussieht. Es zeugt von dem Gemeinschaftsgeiste der Kolonisten. Hier

sieht man praktisch verwirklicht, was der Führer Deutschlands, Adolf Hitler, seinem Volke immer wieder predigt: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz!“ Einige Bittsteller warten ehrerbietig auf das Oberhaupt der Kolonie.

Neben dem Verwaltungsgebäude liegt der große Laden der Kolonie; ihm schräg gegenüber ein kleiner und schöner Privatladen. Ich gehe weiter und sehe das schmucke Häuschen des Oberschulzen und des Kooperativleiters so friedlich daliegen, daß mir das Herz aufgeht; ich öffne das Tor, trete in den Hof, dann vor die Haustüre und klatsche nach hiesiger Sitte in die Hände, worauf ein „Herein!“ ertönt. Der Oberschulze ist nicht da und ich verabschiede mich gleich wieder. Auf der Straße lenkt das Industriewerk, das auf der anderen Seite derselben liegt, meine Aufmerksamkeit auf sich. Es vereinigt unter einem Dache ein Sägewerk, eine Mahlmühle, Stpresse und Zuckerrohrpresse. Ist das möglich, daß man in fünf Jahren so viel mit vereinter Kraft zu Wege bringen konnte? Tag und Nacht wird hier gearbeitet, um jedem Bürger der Kolonie das Seinige zu geben.

Langsam schreite ich wieder dem Verwaltungsgebäude zu, ersteige die Stufen zum 2. Stockwerke, in dem die Arbeitsräume liegen, während unten sich der große Sitzungssaal befindet, und stoffe gleich auf den Führer dieser Siedlung, der durch seine Energie und Tatkraft etwas Imponierendes für mich hat. Etwas erstaunt über mein so spätes Erscheinen, werde ich freundlichst begrüßt und nach meinem Begehren gefragt. Wir wechseln einige Worte, ich wünsche ihm den Segen Gottes für seine Reise und trete wieder auf die Straße.

Hier soll ich nun leben und mitarbeiten dürfen am Aufbau der Schulen und Gemeinden! Meine Augen können sich nicht trennen von diesem stattlichen Gebäude, das hier mitten im undurchdringlichen Buschwald erbaut wurde. Ich denke an den Busch, der noch zu roden ist, an den heißen Sand auf dem Kamppe, an die rarren Niederschläge, die alle im Gegensatz stehen zu der gigantischen Arbeit, die hier schon geleistet wurde, und unwillkürlich frage ich mich: „Wie wirds dem verwegnen Häuflein gehen?! Fürchtet es nicht die ungleiche Schlacht?“

Ich trete tief in Gedanken versunken den Heimweg an. Da tritt mir das so tief ernste und energische Gesicht des Oberschulzen vor die

Seele und es ist, als hörte ich ihn mir zuraunen: „Dem Dantigen gehöre die Welt! Wir schaffen für die Zukunft unserer Kinder. Wir dürfen unsers Glaubens und unserer deutschen Eigenart hier leben, und das ist doch wohl des Schweiges und der Mühe wert! Willst Du nicht mit uns leiden und kämpfen?“ — „Ja“, sage ich und schlage in seine dargebotene Rechte ein. — Befelgende Phantasie! — Ich stehe an meiner Pforte und finde die elektrische Klingel nicht. Da merke ich, daß ich nicht mehr im schönen Kaiserslautern, sondern in Philadelphia bin, wo man solche Sachen noch nicht haben darf und auch nicht nötig hat. Man schläft bei offenen Türen und Fenstern und braucht keinen Dieb zu fürchten. Alles schläft in meiner Hütte und bald hält der Traum auch mich umfassen, um mich am kommenden Morgen wiederum der subtropischen Sonne auszuliefern.

Uhr. Harber, Lehrer.

Beobachtungen

aus der Natur.

Schwer wurde meine Baumwolle von den Raupen heimgesucht. Notgedrungen mußte ich zur Raupenspritze greifen. In diesem Jahre scheint alles erwacht zu sein. Sowie Schmetterlinge sind nur, wenn's gute Regenzeiten gibt. Es sieht oftmals so aus, als ob es schneit, wenn dieser Kohlweißling sich mit Wind gehen läßt. Auch andere Insekten sind massenhaft vertreten.

Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß Fische im Wasser von Fischen gefressen werden. Auf dem Lande erwürgt das Raubtier, was ihm eben beliebt und zugänglich wird. Dieses gilt aber auch in der Insektenwelt. Oft hörte ich sagen: „Wir haben viele Ameisen im Hause.“ „Na“, tröstet sofort die Nachbarin, „da werdet Ihr wohl auch keine Wanzen haben“. Ein Insekt vertilgt das andere. Oftmals werden Raupen von einem Insekt angestochen und dann etliche Eier in die Stichwunde gelegt und somit muß nun diese Raupe unwillkürlich die Mutter der sich schnell entwickelnden Larven sein.

Mit der Raupenspritze ging ich durch die Baumwollreihen, den Raupen Tod und Verderben bringend. Ich dachte ja nicht daran, daß auch noch andere Lebewesen sich dieser Arbeit widmeten. Als ich von der Arbeit ermüdet dem Treiben der

Raupen zusehen wollte, denn ich war interessiert, ob das Gift momentan oder langsam wirkt, sah ich ein interessantes Bild. Auf einem kleinen Grassbüschel saß eine Menge kleiner, langbeiniger Wespen. Die Brust war schwarz, der lange dünne Leib braun. „Was mögen die hier zu tun haben“, denke ich, und bin eben dran, sie in ihrem Spiel zu hindern, als eine von ihnen aufsteigt und lustig mit den Flügeln an der Baumwollstaude hin und herläuft. Endlich kam sie an eine Raupe. Im Augenblick entspann sich ein heftiger Kampf. Beide fielen zu Boden. Durch den giftigen Biß der Wespe hörte die Raupe bald auf zu zappeln. Im Fluge selbige fortzutragen war für die Wespe ein Ding der Unmöglichkeit. Nun wurde sie unweit des Kopfes gepackt und am Boden fortgeschleift. Es stellte sich heraus, daß der Räuber in einer Entfernung von etwa 20 Metern ein Loch in der Erde hatte; dort hinein ging es nun.

Auch Raupen fressen einander, was ich ebenfalls beobachtet habe. Und wenn man nun noch die Hühner zu eifrigen Vertilgern der Raupen nimmt, so bleibt der Mensch nie allein. Es ist in der Natur ein sonderbares Verhalten geschaffen worden, das zu ergründen seine Reize hat.

Orloff.

J. Unger.

Revolution.

Sicher wird ein jeder in der Kolonie mit Interesse auf eine Nachricht unter diesem Titel warten, ist es doch ein Wort, das Arme und Reiche, Fürsten und Kaiser erschreckt.

Eine der größten Revolutionen steht ja bekanntlich im Tagebuch Frankreichs (1789), wo sich das arme Volk wütend auf seine Bedrücker stürzte und bald reich und rachedürstig durch die Straßen zog und niedorbaut, was sich ihm in den Weg stellte. Dann erinnern wir uns der blutigen Revolution in Rußland, dessen fürchterlicher Greuelthaten fast sämtliche Bürger Fernheims Augenzeugen sind und dessen Folgen die ehemalige russische Regierung noch heute, nach fast 20 Jahren, büßen muß. Mit ähnlichem Vornehmen und gleichen Schritten gingen die Kommunisten in unserm 1. Mutterlande vor, wo sich aber Gott sei dank ein Adolf Hitler emporschwingen konnte, um Deutschland vom Rande des ungeheuren Abgrunds zu retten. Nun, so groß wie die oben erwähnten Revolutionen war der Zustand in Muncion nicht; er hielt auch nur kurze Zeit an. Hier etwas darüber:

Schon in den ersten Februartagen wurde eine kleine Erhebung gemeldet, und dessen Führer Oberst Franco, wohl der beliebteste des Heeres, mit den nächsten Helfershelfern des Landes verwiesen. Wohl sagte man, daß alles ruhig sei, aber

weder Coronel Franco's Verhältnis zu den Kämpfern vom Chaos kennt, mußte wissen, daß es unmöglich so sein konnte. Es kochte innerlich weiter und kam dann Montag, den 17. Februar zum Ausbruch.

Ahnungslos ging ich noch morgens an meine Arbeit, doch hörte ich hier, daß es unruhig sei; das Militär (die Revolutionäre) habe schon nachts den Flugplatz erobert und auch einen Teil der Stadt besetzt, ohne auf besondere Gegenwehr zu stoßen.

Um 7 Uhr fielen die ersten Revolvergeschüsse, das Zeichen zum Beginn der Revolution, die die Bevölkerung in eine Panik versetzte. Sofort schloß man Türen und Fenster der Geschäfte, und jeder trachtete darnach, schnell sein Heim zu erreichen, von denen aber bald etliche unverrichteter Sache zurückkehrten, der vorrückenden Revolutionäre wegen. Etwa um 8 Uhr fielen wieder Pistolenschüsse und zwar schon aus verschiedenen Stadtteilen. Bald aber mächte sich auch das Getöse der Maschinengewehre und das Rollen des Kanonendonners hinein. Die Straßen waren leer wie eine Totenstadt; nur hin und her saufte ein Auto nach der Richtung, von wo die Schüsse kamen. Zurück brachte man um 9 Uhr Verwundete. Zwischen 12—4 Uhr hatte es sich etwas beruhigt. Die Bewohner waren schon auf die Balcone, etliche an die Straßen, welches erst der unherabliegenden Kugeln wegen unsicher war. Das Radio berichtete, daß die Partei Coronel Franco, also das Heer, fast alle Stützpunkte der Polizei in Händen habe und schon nur wenig im Wege stehe; das Volk solle nur ruhig sein, man wolle ein neues Vaterland gründen. Es lebe Coronel Franco und Coronel Smith! (Letzterer war der Führer der Revolutionäre).

Doch daß es nicht „schon nur“ war, bewies das immer mehr anschwellende Schießen der Maschinengewehre und Kanonen. Golden sank die Sonne und immer blutiger tobte die Revolution. Es schien, als habe man nur auf diese Stunde gewartet. Nicht in allen Stadtteilen, sondern an bestimmten Stellen donnerten die Kanonen, Flinten und Maschinengewehre. Die Sache hörte sich immer graufiger an, zumal die reine Abendluft von jedem Schuß ein Echo wiedergab. Wir hielten es für ratsam, das 2. Stockwerk, in dem wir wohnen, zu verlassen, um den Abend unten zu verbringen. Als es um 9 Uhr etwas nachließ, suchten wir unser Lager auf, doch das Schießen schwelte bald wieder an. Immer wütender knatterten die Maschinengewehre und dumpfer rollte der Kanonendonner. Immer häufiger äscherten Kugeln an der Tür vorbei oder verursachten an den Fenstern ein helles Klirren.

Da plötzlich, um etwa 10,30 Uhr verstummte das Schießen. Bald fuhr ein Auto durch die Straßen, besetzt mit jubelndem Militär, das laut den Sieg der Revolution ankündigte und immer rief: „Viva el Coronel Rafael Franco!“

Am folgenden Morgen war der erste Gang nach dem Militär- und andern Gebäuden, wo die Kämpfe stattgefunden hatten. An verschiedenen Stellen waren die Wände dieser Gebäude doch ziemlich durchlöchert; auch waren Bomben auf verschiedenen Dächern explodiert. Die Polizei war gefangen; der Staatspräsident Dr. Ayala hatte die Entlassung unterzeichnet, nachdem er am 17. Februar abends auf ein Kriegsschiff entflohen war. Selbstverständlich schloß sich das Volk mit großer Begeisterung den Einern an.

Am 19. Februar kam Coronel Franco per Flugzeug aus Buenos-Aires, um für jeden Fall den Präsidentenposten bis zum 15. August zeitweilig zu belegen, und ihn dann staatsgemäß zu übernehmen.
P. J. N. A.

Wirtschaftliches

Landwirtsch. Statistik für die Kolonie Fernheim zum 1. Februar, 1936.

Aussaatfläche in ha.

Baumwolle	998	ha
Kasir (Sorgum)	365	"
Erdbüßle (Mani)	243	"
Mandioca	10	"
Bataten	38	"
Bohnen	62	"
Zuckersorgum	96	"
Wassermelonen	55	"

Total: 1867 ha

Bemerkung: Außer dieser Fläche sind in den Dörfern noch nach dem 1. Februar eine Anzahl von Sekkaren eingepflanzt worden, die noch nicht registriert wurden.

Vieh- und Geflügelbestand.

Jungvieh bis 2 Jahre	1186	Stück
Rühe von 2 Jahre und älter	1085	"
Zühen von 2 Jahre und älter	840	"
Zuchttiere von 2 Jahre u. älter	32	"
Werde und Maultiere	508	"
Schweine	593	"
Hühner	6790	"
Enten	80	"

Brunnen.

Solche mit Süßwasser	150	Stück
Solche mit Salzwasser	75	"

Total: 225 Stück

Obstbäumchen.

Orangen	1257	Stück
Mandarinen	195	"
Andere Früchte	1214	"

Total: 2666 Stück

Diese Daten sind entnommen dem Fernheimer Koloniesamte.

Baumwollentfernung.

Es wurde bereits in der letzten Nr. dieses Blattes berichtet, daß sämtliche Maschinerie für die Baumwollentfernungsanlage günstig angekauft ist. Nun können wir auch schon mitteilen, daß eine recht gut erhaltene Wolffs-Lokomobile von 88 P.S. aus der Dampfmühle Concepcion erstanden wurde. In diesen Wochen wird eifrig am Bau eines zweistöckigen Schuppens für diesen Betrieb gearbeitet, und es hat jede Wirtschaft der Kolonie Fernheim 2 Scharwerkstage zu leisten.

Die Baumwollernte ist bereits im vollen Gang. Da die Frachtlage noch wieder um ein Bedeutendes

angezogen haben, so ist die Entkernung an Ort und Stelle auch insofern von Wichtigkeit, daß unserer Kolonie zweidrittel der Frachtspesen bis Afunzion erspart bleiben. Ferner bleibt uns der Same, ein sehr nahrhaftes Viehsfutter, in der Kolonie. Hätten wir nur noch auch die entsprechend starke Ölprelle, so ließen sich die Kerne zu einem guten Speiseöl verarbeiten.

Die Ernteaussichten

für die Chacokolonien, die anfänglich durch Begünstigung reichlicher Niederschläge recht gut waren, sind nun durch Dürren, Meltau und Ungezieser stark zusammengeschrumpft. Nach heutiger Berechnung dürfte unsere Kolonie von der Baumwollaussaatfläche dieses Jahres (998 ha) gegen 639 ha im Vorjahre kaum nur dieselbe Anzahl von kg ernten. Auch das Futtergetreide wird wieder nur knapp werden. So fällt auch die Ernte der Erdnuß sehr mager aus, wie auch die der Bohnen und der Bataten. In den meisten Rütchen wird wieder Schmalhans hausieren. Auch Kleiderschrank und Kommode (wo sie vorhanden sind) werden nicht vor Überfülle bersten.

Berschiedenes

Zwei Jaguarlächchen

wurden von einigen Jünglingen des Dorfes Waldesruh auf einem Schilfkamp gefunden. Die Jaguarmutter sprang mit mächtigem Satz aus einer Schilfgarbenhocke in den nahen Busch und hinterließ ihre blinden Jungen. Lange warteten die jungen Männer mit Angelbüchsen bewaffnet auf die Rückkehr des Raubtieres; doch es kam den ganzen Tag nicht. So nahmen die Jünglinge die Rächchen mit und sie werden nun mit Milch aufgetränkt. Es dürfte ein schönes Geld für die wunderhübschen Raizen geben.

Mennonitische Schule

bei Curitiba, Parana, Brasilien, wurde von mehreren Familien, welche die 6 Jahre alte Siedlung auf dem Stolz Plateau und am Rio Krauel, Santha-Catharina verließen, erbaut. Das Gebäude steht schon fertig, nur der Lehrer fehlt noch. Es kommen für dieses Jahr schon an 20 Schüler in Frage. Man schreibt, daß die neue Kolonie im Waachen ist.

Unser Krankenhaus

hat zeitweilig einen russischen Arzt, Herrn Dr. Alexander M. Jewrejinow angestellt. Genannter Herr ist Sohn des ehemaligen Gouverneurs von Penfa. Er entstammte mit seinen Eltern aus Petersburg als 13jähriger Knabe und konnte nach längerem Studium in Paris sein Doktor-Examen

machen. In Paraguay weilte Herr Jewrejinow seit 5 Monaten.

Folgende Unglücksfälle

ereigneten sich in der Kolonie, die wiederum zur Verächt gemahnen;

1. Herr Franz Siemens, Philadelphi und ein paraguayischer Leutnant von Fortin Isla-Posi untersuchten ein eisernes Faß auf Rost hin. Unvorsichtig wurde mit einem Feuerzeug durch die kleine Seitenöffnung gelehrt. Das hültere Naphta hatte giftige Gase zurückgelassen. Im Moment entflammten diese. Durch die gewaltige Explosion riß der Boden heraus und der ganze Faßkörper wurde an 20—30 Meter in die Luft geschleudert. Beide Männer wurden ziemlich stark an Händen, Füßen und Gesicht verbrannt. Ein Schilfdach der Kooperativie geriet in Brand, konnte aber dank der Arbeiter in der Nähe gelöscht werden. Wochenlang mußten die Verunglückten unter Hospitalbehandlung stehen; heute befinden sie sich auf dem Wege der Genesung.

2. In der Küche bei Jakob Bergmanns, Gnadenheim, hört die Hausmutter den marterkütternden Schrei ihres kleinen Söhnleins. Als sie schnell hineinläuft, sieht das Knäblein am Kessel mit kochendem Wasser, während sein Arm in dem Wasser hängt. Der Arm ist arg verbrüht.

3. In Schönbrunn verbrühte sich das kleine Söhnlein von Aron Dick.

Beide Kinder stehen unter ärztlicher Behandlung.

Auszüge

aus dem Protokoll Nr. 2 der Bezirksversammlung vom 18. März, 1936.

Entkernungsanlage. Zur Finanzierung der Schuldenbedeckung für sämtliche Maschinerie einigt sich die Sitzung dahin, das diesjährige Quantum der Schuld wirtschaftsweise zu verlegen, was ungefähr 40 arg. Pesos pro Wirtschaft ausmacht. Um aber zahlungsunfähige Wirtschaften nicht lahmzulegen, wird beschlossen, diese Auflage in diesem Jahr noch nicht durchzuführen, sondern vorläufig eine Anleihe zu arrangieren auf ein Jahr gegen einen gewissen Prozentsatz. Diese Anleihe entsteht aus Geldern, welche für Entfernung und Transport in Rechnung gestellt werden.

Hospital. Im Abrechnungsbericht wird besonders der hohe Anwuchs der Schulden des Krankenhauses hervorgehoben. Die seinerzeit vom M. C. C. bewilligten 600 Dollar sind bereits aufgegangen und es fehlt an Quellen zur Finanzierung des Hospitals. Um aber die gute Sache nicht eingehen zu lassen, wird auf die Dauer von 3 Monaten eine monatliche Beisteuer von 3 Pesos pro Seele aufgelegt. Nach Ablauf dieser Probezeit sind dann weitere Schritte zu unternehmen.

Zentral-Schule. Die Abrechnung des letzten Jahres in der Zentralschule ergibt das Resultat, daß der Unterhalt zur Hälfte von den Schülern gedeckt worden ist. Die andere Hälfte wurde aus einem andern Kolonieszweig gedeckt. Diese Zahlungsweise soll auch künftig gehandhabt werden. Die Ausführung der neuen Bauten für Schulzwecke wird von der Sitzung gutgeheißen.

Temperaturen

für den Februar wurden folgende gemessen: max. 42, min. 15, mittel 30,3 Grad nach Celsius. Niederschläge 80,5 mm.

Schriftleiter: Nikolai Siemens.